Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 27 (1937)

Heft: 9

Artikel: Jorinde, die Siebzehnjährige [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634973

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 9 - 27. Jahrgang

Verlag: Berner Woche, Bern

27. Februar 1937

Hoffnung

Es reden und träumen die Menschen viel Bon besserr fünstigen Tagen; Nach einem glücklichen goldenen Ziel Sieht man sie rennen und jagen. Die Belt wird alt und wird wieder jung, Doch der Mensch hofft immer Verbesserung. Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein: Sie umflattert den fröhlichen Anaben, Den Jüngling locket ihr Zauberschein, Sie wird mit dem Greis nicht begraben; Denn beschließt er im Grabe den müden Lauf, Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf.

Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn, Erzeugt im Gehirne des Toren. Im Herzen kündet es laut sich an: Zu was Besserm sind wir geboren; Und was die innere Stimme spricht, Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Friedrich Schiller.

JORINDE, die Siebzehnjährige

Roman von LISA WENGER

9

"So, nun will ich die Probe machen, ob Sie im ganzen Land so bekannt sind, wie Sie sagen. Wie heißt der Herr, Röschen?"

"Der? Das ist doch der Herr Zumbrunn von der Fabrik, der gibt mir doch immer Schokolade, der hat mir schon viel Schokolade gegeben."

"Sehen Sie", triumphierte er. "Sehen Sie! Jedes Kind tennt mich. Ich fann mich zwar nicht erinnern, Röschen je Schofolade gegeben zu haben, aber Sie sehen doch!"

"Sie sehen gar nicht aus, als ob Sie den Kindern Schokolade gäben", sagte Jo.

"Aber Sie glauben mir nun?" fragte Ulrich Zumbrunn eindringlich.

"Ich glaube, daß Sie Herr Zumbrunn sind. Aber weiter noch nichts. So ein dummes Bertrauen zu fremden Menschen habe ich nun schon nicht mehr, das habe ich erfahren, wohin das führt. Und wozu soll ich Ihnen vertrauen? Das braucht's doch zum Tanzen nicht! Und jetzt geh' ich schlasen, gute Nacht, herr Zumbrunn."

"Halt, halt, so eilt das nicht. Erst gebe ich Ihnen meine genaue Abresse und meine Telephonnummer, damit, wenn Sie jemand nötig haben, Sie mir telephonieren können. Und wann sehe ich Sie wieder?"

"Das kann ich doch nicht wissen", sagte Jorinde. "Wenn wir uns eben treffen werden. Ich danke für den Champagner, aber ein andermal können Sie sich den sparen. Also Nr. 1. 1. 1. 1. Für alle Fälle. Danke."

"Ich danke für die Mahnung", sagte Zumbrunn und verbeugte sich. Jo ging.

Oben lief die Wirtin im breiten, teppichbelegten Gang bin

"Ich habe noch auf Sie gewartet. Ich wollte Ihnen nur sagen... ja, ich meine, ich wollte nur bemerken, daß der Herr Zumbrunn nicht ein so ganz sicherer Freund ist für junge Fräuleins. Er ist ein wenig flatterig, so ein wenig..." Jo legte Protest ein.

"Aber Frau Zwahlen, was geht mich denn der Herr Ulrich Zumbrunn an?" "Ja, man weiß nie. Schön, schön, wenn er Sie nichts ansgeht, dann ist's gut. Ich wollte nur sehen, ob hier oben alles in Ordnung sei. Gute Nacht auch." Und die mütterliche Frau nickte freundlich.

"Schön, gute Nacht, Frau Zwahlen. Sie sind ja ängstlich wie meine Mama."

"Nie zu viel, Fräulein, nie zu viel." Und damit ging sie die Treppe hinunter. Ihre Pflicht hatte die Wirtin erfüllt.

Alls Jo im Bett lag und schlafen wollte, und zum offenen Fenster herein der Nebel drang und es so ganz, ganz still war, da hörte sie immer noch die laute Tanzmusit. Sie hörte das Geräusch der tanzenden Füße und hörte auch die Stimme Ulrich Zumbrunns. Er hatte andere Augen auf der Landstraße, dachte sie. Einsach andere. Sie redeten eine mildere Sprache. Uch, das ist dumm, Augen haben keine Sprache, dafür ist die Zunge da. Sie drehte sich um, drehte sich nach links und nach rechts, aber schlafen konnte sie nicht. Es muß ein launischer Mensch sein. Der ist einmal so und einmal so. Und warum hat die Wirtin das gesagt, mich gleichsam gewarnt? Ich habe es schon gemerkt. Kein Freund für junge Mädchen? Er war doch nett, sehr nett, eigentlich fast netter als damals. Nur nicht so—ich weiß nicht, so — da schlief sie.

Jorinde glaubt dem Herrn Pfarrer nicht

Am nächsten Worgen ging Jorinde fröhlichen Wutes weiter. Sie hatte genug zu denken. Sogar zu überlegen. Gefallen hatte ihr der Wanderer schon, ja, gefallen hatte er ihr. Aber so recht gefallen wie damals auf der Landstraße, nicht. Irgend etwas fehlte. Irgendwie sagte er nicht gerade das, was sie auch gedacht haben könnte. Damals — es waren Tage her — verstanden sie einander. Und warum er es wohl immer noch nicht wahr haben wollte, daß sie zusammen gewandert? Sie begriff es nicht. Hatte er denn auf diesem Wege ein Unrecht getan, und fürchtete, sie könnte ihn verraten? Das ist nun die reine Romantik, sagte sich Jorinde. Wenn sie ihr Wanderer in wenig Tagen sichon zur Romantik gebracht hatte, konnte es ja gut werden.

Heute würde sie also bei Pfarrer Koller wohnen, oder bei seiner Schwester. Diese Schwester mußte eine zierliche Kreatur sein, der Schrift nach. Us sei ein Spinnchen über das Papier gelausen, so dünn waren die Buchstaben. Und klein, und nirgends ein Druck, nirgends ein Sprung ins Wilde. Ganz sicher kleidete sie sich in Weiß. Jorinde lachte. Und der Herr Pfarrer daneben schwarz, wohlgenährt, sicher seiner Sache, aber gutberzig. (Wie wäre es Jorinde Steffen, wenn du dich als Prophetin ausbilden würdest?) Die eine weiß, der andere schwarz, das kann jedes sagen, so nahe liegt es. Sie bückte sich. Sine Raupe kroch über den Weg. Sie trug sie ins Gras. Wozu trägt sie wohl das Horn auf der Nase? Und so schön grün ist sie, ich wollte ich hätte ein Kleid in dieser Farbe.

Aus dem Seitenweg fam eine Frau und bog auf die Landsstraße ein. Nach einer Weile sagte sie guten Tag. Und darauf gingen sie nebeneinander. Und wiederum nach einer Weile besichloß Jo, sich auszuruhen. Beide setzten sie sich. Jo holte ihre Schofolade hervor (mit den goldenen Buchstaben) und die Frau holte ein hartes Ei und darauf tauschten sie gegenseitig, denn jedes besaß mehr als nur die eiserne Ration. Lange ging es nicht ohne Gespräch. Die Frau saste Mut.

"Ihr habt es gut, Fräulein, könnt so ledig durch die Welt laufen. Sorgen habt Ihr keine, und einen Mann auch nicht."

"Ich habe geglaubt, es sei gerade schön, einen Mann zu haben", sagte Jorinde. "Jede will doch mit der Zeit einen heiraten."

"Ja, ja. Das schon. Aber es geht so oft fehl! Es ist zu schwer." Jorinde mochte nicht fragen. Sie konnte doch nicht helfen. Sie hörte nicht gerne einen über den andern schelten. Sel-ber schelten war etwas anderes.

"Meiner trinft", sagte die Frau. Er vertrinft alles. Er überläßt mir die ganze Arbeit. Ich habe die ganze Berantwortung. Und die ganze Schande. Wenn der Herrgott ihn doch nur zu sich nehmen wollte." Sie faltete die Hände. Aber Jo war nicht einverstanden.

"Mein, ein, das ist nicht richtig so. Das sollten Sie gar nicht sagen. Und was glauben Sie denn, der Herrgott wolle betrunkene Männer zu sich nehmen? Der wird sich bedanken."

"Einen Trost muß man doch haben", sagte die Frau.

"Dann gehen Sie doch lieber zu Ihrem Pfarrer, der wird Sie schon trösten. Aber den Mann nimmt er ganz bestimmt auch nicht zu sich."

"Nein, das tut er nicht. Und eben gehe ich zu ihm. Ich gehe oft." Jorinde tat der Pfarrer leid. Es ist sein Beruf, dachte sie. Bapa muß auch viel hören, was er nicht gerne hört. Es wird auf eins herauskommen. — Sie gingen zusammen weiter, aber die Frau schwieg. Jorinde sah, daß ihr die Tränen über die Wangen liesen. Nun tat sie ihr leid.

"Wenn Ihr Mann betrunken ist, was tun Sie dann?" fragte sie.

"Ich lasse ihn liegen, bis er seinen Rausch ausgeschlasen hat", sagte die Frau. Jorinde hatte das Gefühl, daß damit nicht viel getan sei, aber sie hatte zu wenig Ersahrung, betrunkene Männer betreffend, als daß sie sich für oder dagegen hätte entsseiden können.

"Wie heißt Ihr Pfarrer? Ich gehe auch zum Pfarrer nach Baldingen."

"Er heißt Koller."

"Meiner auch. Dann ist es derselbe." Die Frau und Jorinde gingen nun schweigend weiter. Der Weg war staubig und lang. Es war heiß, so ein rechter, brennender Maitag. Eine Allee von verblühten Apfelbäumen spendete etwas Schatten.

"Wie ist denn der Pfarrer?" fragte Jo. "Und seine Schwester?"

"Oh, er hilft gern. Aber gar zu nah darf man ihm nicht fommen."

"Wieso?"

"Er ist so ein Gelehrter. Dünn zum Umfallen." Jorinde

"Und die Schwester?"

"Oh, die ist ein Engel. Die faßt die graufigsten Dinge an, wenn es nottut, und ist doch so zart und sauber. Die hat schon Säuser nach Hause begleitet."

"Und die waren doch nicht ihre Männer." Die Frau sah Jo an. Sie glaubte, das blutjunge Ding wolle sie verspotten.

"Sie werden wenig von solchen Sachen wissen", sagte sie, leicht giftig.

"Nein. Ist diese Schwester weiß gekleidet?"

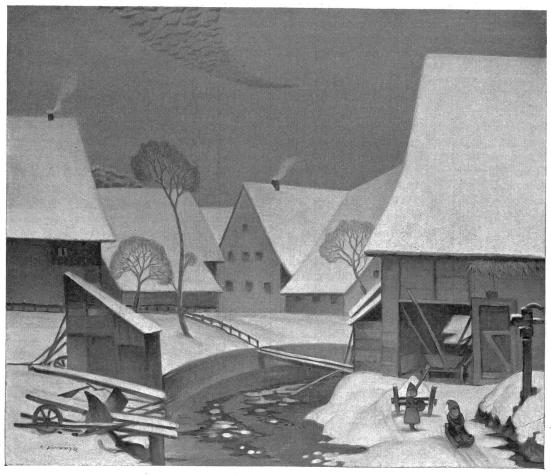
"Ja. Manchmal sogar im Winter." Nun bekam Jorinde wieder Respekt vor ihrem Instinkt.

"Dort ist das Dorf. Wo werden Sie wohnen?" fragte die Frau.

"Eben bei Fräulein Roller."

"Da haben Sie es gut." Sie seufzte. "So, ich gehe nun. Ich will erst zu meiner Schwester. Der geht's auch immer gut. Nur mir nicht. Mit mir meint's halt der Herrgott schlecht. Bon Kindesbeinen an." Sie ging und sagte kaum Lebewohl.

"Jorinde ging langsam dem nahen Dorfe zu. Ein Dorf? Uch nein, das waren keine Dörfer. Das waren schöne Orte, mit sauberen, hellbemalten Heimstätten, hohen Kirchtürmen mit



Rud. Dürrwang - Stiller Dorfwinkel

bligenden, farbigen Dächern. Da waren wiederum die breiten Schulhäuser mit den großen Fenftern und den weiten, mohlgesandeten höfen. Rote Fabrittamine zeigten hinauf zum Blau, und die Fabriken selbst standen im Grün der Wiesen. Sin und her gingen die selbstsicheren Bäuerinnen im Gewicht ihrer silbernen Göllerketten, und gingen die schmalen Fraueli im grauen Rittel und dem saubern, immer noch galandrierten Fürtuch. Auto fuhren herum, ein Bierwagen mit vier mächtigen Pferden trabte wuchtig die hauptstraße hinunter, und um den alten, steinernen Brunnen standen Mädchen und wuschen die Milch= fübel. Ob es den Leuten so gut ging, wie es den Anschein hatte? Das wäre schön, dachte Jorinde. Es sollte allen Leuten gut ge= ben. Warum denn nicht? Es kamen ja alle gleich zur Welt. Oder doch nicht? Die einen gesund, die andern frank. Die einen gescheit, die andern nicht. Die einen voll Energie, und die andern mit schwachem Willen, also ohne Waffen. Also kommen fie gar nicht nach voller Gerechtigkeit auf die Welt. Von allem andern Traurigen gar nicht zu reden. Was kann man da tun? Bum Beispiel die Kinder von dem Säufer, dem Mann der unbekannten Frau. Was können fie dafür, wenn fie wieder Saufer werden? Und ich mit einer solchen Mama und einem solchen Vater? Jo war ganz erschüttert. Ich habe gar nicht gewußt, daß ich es so gut habe, dachte sie dankbar. Das muß ich nun auf der Landstraße merken. -

Sie stand vor dem Pfarrhaus. Einem Pfarrhaus, wie nur der Kanton Bern sie auszuweisen hat. Harmonisch in den Linien, behäbig vornehm, mit den zwei Säulen vor dem Eingang, und links und rechts mit grünen Bänken. Mit Nelken und Betunien vom Fenster herabhängend, und eine Laube am Ende des Weges, der durch den Garten führte. An der

Sonnenwand den alten Birnbaum, der sich beinahe bis unters Dach emporgearbeitet hatte, und den Apfelbaum, auf dem die Pfarrkinder, und eine Menge anderer, eine Bank in den er= reichbaren Aeften errichtet hatten, wo sie das Obst aßen, das fie nicht pflücken durften und die Schokolade, die fie heimlich und gemeinsam gekauft hatten. Drohende Plakate waren keine da. Bettler durften es wagen an der blankgeputten Glocke zu läuten, und Hausierer wurden nicht abgewiesen. Anna=Maria, die Pfarrersschwester, hatte es einmal gewagt, und einem Bett= ler nur Brot gegeben. Er schaute das Stück Brot an, drehte es um, und fagte hämisch: "Bergelt's Gott, wenn's der Wind nicht nimmt." Sie sei sprachlos dagestanden, erzählte sie. Es hätte ihr einen Stich ins Herz gegeben. Und es sei eine recht große und gar nicht etwa altgebackene Scheibe gewesen. Und ein andermal hatte einer — ein Ausländer, Gott sei Dank — den ganzen Teller mit wunderbarer und mit Speck gefochter Erbsensuppe in den Regenschirm im Gestell geschüttet. Da hätte sie sich gesagt - so erzählte Anna-Maria — daß offenbar der Mensch nicht vom Brot allein leben wolle, sondern, daß er auch Geld haben muffe, damit, wenn er etwas zum Brot kaufe, er es auch bezahlen könne, und nicht etwa Schulden machen muffe. Seither gebe fie jum Brot immer ein Zehnerlein. Ihr Bruder, der Pfarrer, billige diese Anschauung nicht. Er betone, daß das die Bettelei unterftüge und daß man, wenn etwas verboten fei, der Obrigfeit zu gehorchen habe. Gewiß, habe fie gesagt. Gewiß, aber mit Vernunft.

Jo stand vor der grüngestrichenen Türe, besann sich einen Augenblick und läutete. Die Glocke bimmelte und bimmelte und bimmelte, und wollte nicht aufhören. Diese Pfarrersleute hier weisen einem nicht gerne ab, dachte sie, sonst würden sie eine

Glocke mit fürzerem Atem anschaffen. Wenn sie nur nicht densen, es sei unverschämt, so an der Glocke zu reißen. Aber da hörte sie Türen gehen, und leise Schritte trippelten über die roten Fließen der weiten Halle, und ein zartes, zierliches Wesen sah Jo mit glänzenden Augen an.

"Sie find vielleicht ... Sie find gewiß ... das Fräulein ..." "Ja, ja, ich bin die Märchenerzählerin. Darf ich wirklich zu Ihnen kommen?"

"Aber gern, aber herzlich gern! Das ist ja wunderschön. Eine Märchenerzählerin ist noch nie bei uns gewesen. Und seien Sie nicht böse, daß mein Bruder... der Herr Pfarrer nicht gleich fommt. Er ist am Studieren — die Predigt, Sie wissen ja!" Und das zaghafte Wesen legte den Finger auf den Mund. "Sie wissen doch, wie es in Pfarrhäusern ist?"

"Nein, das weiß ich nicht. Ich bin noch nie in einem Pfarrhaus gewesen. Aber ich kann es mir denken, Samstag, da hat der Herr Pfarrer keine Zeit." Das Pfarrschwesterlein nahm Jo an der Hand, und führte sie zuerst durch die Halle, dann eine kurze Treppe hinauf links, und durch einen langen Gang rechts, wieder links, und endlich stand man vor Anna-Marias Zimmer, das sie Jo überlassen hatte.

Genau wie Jo es sich vorgestellt hatte, sah das Zimmer aus. Weiß, weiß und weiß. Stühle, Tapeten, Tischdecke, Borhänge, alles, dem es möglich gewesen, weiß zu werden. Uquarelle und Kissen sorgten für Buntheit.

"Das ist mein Zimmer, Fräulein Steffen. Aber ich will Ihnen gleich das ganze Haus zeigen, damit Sie sich auskennen." Und sie nahm wiederum Jos Hand und führte sie auf eine breite Holzlaube. Die großen Blätter eines Maulbeerbaumes sahen zu den Fenstern herein.

"Bitte, da stellen Sie Ihre Schuhe hin, und da, bitte, an den Hafen Ihre Kleider. Die Maulbeeren sind noch nicht reif. Und da unten ist der Garten. Und dort der Brunnen. Und die beiden Bilder hier an der Band hat ein Bauer meinem Groß-vater geschenkt. Niemand will sie im Zimmer aushängen." Es waren zwei komische Holzschnitte. Der eine stellte einen Knecht in einer Zipfelmüge dar, dem mit einer wahren Jammermiene die Tränen über die Backen liefen. Unten stand gedruckt:

Ich muß weinen, weil du lachst, Und dich ganz zum Narren machst.

Und das Gegenstück dazu lachte, daß man ihm die Weisheitszähne sah, und unten hieß es:

Ich muß lachen, weil du weinst, Und mir gar so komisch scheinst.

Trot, wie Unna-Maria sagte, einer fünfzigjährigen Nachbarschaft, hatte keiner der beiden seine Weltanschauung ändern können und der eine lachte, und der andere weinte, als sei die Welt still gestanden. Und für zwei solcher Kerle stehe sie auch still.

Das freundliche Dämchen — wie alt es war, war gar nicht festzustellen, so zwischen zwanzig und dreißig, so schimmerte ihr Gesicht vor Freundlichkeit — ging weiter auf ihrem Rundsgang und endete im Eßzimmer, wo ein zierlicher Raffeetisch gedeckt war und kostbares Siongeschirr mit purpurroten Kränzen und goldenen Berzierungen auf dem Tisch stand. Die Stüble, die einander steif gegenüber standen, stammten aus der selben Zeit und waren mit grünem Reps bezogen. Auf einem der Kissen war ein weißer Pudel gestickt, der eine Keitzpeitsche hütete, und auf dem andern eine Taube mit dem Delzweig im Schnabel.

"Meine Eltern sind auf diesen Kissen getraut worden", sagte Anna-Maria, und ein Schein von dem Glück, das sie sich dabei vorstellte, ging über ihr Gesicht. Darauf drehte sie sich um und zeigte auf den brauen, glänzenden Ring, der in der Mitte des Tisches stand.

"Ich habe ihn gebacken", sagte sie stolz. Dann zeigte sie auf Dorés Bilderbibel, die aufgeschlagen auf einem kleinen Tischen lag.

"Es sind herrliche Bilder darin", sagte sie. "Die Sündssut, — es wird einem angst, wenn man das Bild besieht und denkt, daß das wirklich geschehen ist. In jenen Zeiten kamen solche furchtbaren Sachen vor. Die Menschen waren sehr böse."

"Oh, in unsern Zeiten kommt dasselbe vor. Beim Ausbruch des Krakatau schwammen dreißig= oder vierzigtausend tote Menschen im Meer herum, so gräßlich hoch war die Springflut."

"Wahrhaftig? Ja, find denn die Menschen heutzutage auch noch so böse?" fragte Anna-Maria. "Nein, nein, sie sind viel besser geworden?"

"Ach, nun weiß ich, warum Sie so ein weißes Zimmer haben müssen", sagte Jo gedankenvoll. "Sie werden eine ganz weiße Seele haben."

"Das weiß ich nicht", sagte das Fräulein, das weder Mensch noch Tier leiden sehen konnte. "Es wird ja auf die Farbe nicht ankommen." Aber nun kam der Herr Pfarrer herein und es gab die große Begrüßung, das Woher, Wohin, die Fragen nach Namen und Eltern, nach Heim und Beruf. Und daß Jo die nächsten Tage keine Märchentage hatte, entzückte das geschwisterliche Baar, und erfüllte die Schwester mit tieser Freude, denn dann bliebe Jo bei ihnen. Der Pfarrer war so dünn und lang, daß der Wind ihn hätte forttragen können. Seine Augen glänzten warm, daß es kein anderes Licht sein konnte als ein göttliches, das sie erseuchtete. Es war eine Freude, diesen Augen zu begegnen.

"Ich habe eine freudige Nachricht für Sie, Fräulein Steffen", sagte er. "Die Literarische Gesellschaft möchte Sie morgen abend hören."

"Mich?" fragte Jo. "Die erwachsenen Leute?"

"Jawohl. Märchen gefallen auch uns Alten." Jorinde wurde rot vor Freude.

"Sie müssen nicht zuviel erwarten, liebes Fräulein. Wir sind nicht reich. (O weh, dachte Jo. Was wird's sein, ein paar Franken.) Sie müssen vorliebnehmen. Sind Sie zufrieden mit hundert Franken?"

"Wieviel?" fragte Jo.

"Mit hundert Franken. Früher spendeten wir mehr, aber heute wollen die Leute die Beiträge einschränken."

"Aber das ist ja furchtbar viel, Herr Pfarrer. Ich danke Ihnen tausendmal. Ich freue mich sehr. Und was soll ich lesen? Märchen also..."

"Essen man hundert Franken verdient? Da muß eines aufgeregt und dankbar sein, sonst hat es ja kein Herz. Mama wird sich freuen! Mich wundert bloß, was sie sagen wird, wenn sie das hört." Raum vermochte Jo weiterzuessen von dem Ring und dem unbeschreiblich herrlichen Eingemachten, das nur in einem Pfarrhaus gefunden werden konnte, und sicherlich einem Rochbuch entstammte, das einen Stammbaum hatte. Unnamaria wurde herausgerusen, sie entschuldigte sich und ging auf den Zehen aus dem Jimmer.

Jo erzählte von der Frau, die sie auf der Landstraße getroffen, und der Pfarrer schüttelte den Kopf.

"Ich kenne sie. Sie ist an ihrer unglücklichen Ehe mindestens ebenso viel schuld wie ihr Mann. Ein Säuser ist er geworden, nicht immer gewesen. Die Frau hat ihm mit ihrem ewigen Jammern und Schelten über ihn, die Menschen, Gott und das Schicksal das Leben verleidet. Keine Freude mochte

sie ihm gönnen, nur Arbeit. Keine Erholung gestattete sie, kurz, der Mann sollte sich schinden und jeden Psennig sparen. Nun trinst er, kommt kaum anders als betrunken heim. Es ist kein Leben, aber es war ebensowenig eines früher. Die Ammann kommt alle zwei Wochen zu mir, erzählt, was sie längst erzählt hat, klagt und schimpst, und ist schwer wegzus bringen. Und dabei hat sie seinerzeit sich mit Estern und Geschwistern verzankt, um ihres jezigen Mannes willen. Sie hat die Heirat erzwungen."

"Kann man das nicht vorher wissen, ob man zusammenpaßt oder nicht?" fragte Jo. "Das kann doch nicht so schwer sein?"

"Offenbar fann man es nicht wissen und offenbar ist es schwer. Nicht darum, weil jedes das andere nicht fennt, aber weil feines sich selber fennt. Was man will, was man verlangt, was man erwartet vom andern, das wissen die Leute. Aber was man selbst leisten fann, bieten fann, entbehren fann, tragen fann, das wissen sie nicht."

"Aber es muß doch etwas geben, eine ganz besondere Eisgenschaft, die man ersernen könnte und sich aneignen, um wenigstens friedlich und freundlich zusammenseben zu können? Ich kenne ja nur eine Ehe, die von Papa und Mama."

"So gut! Und was für eine Eigenschaft besitzen denn zum Beispiel diese beiden Glücklichen, von der Sie glauben, sie sei besonders gut und wichtig, oder wie soll ich sagen, sie sei eben die Eigenschaft, von der Sie vorhin sprachen."

"Ja, ich weiß nicht — fie haben sich eben lieb."

"Biele Leute haben sich lieb gehabt, ja, haben sich noch lieb und es will doch nicht gehen. Sie können sich sogar achten, sich ehren, und doch können sie nicht zusammen leben. Sie können nicht eins sein, das heißt, am gleichen Strick ziehen, wenn ich mich so sportlich ausdrücken soll. Können Sie mir nichts von Ihren Estern sagen?"

"O doch! Es find zwei feine Kreaturen. Wir find fehr gute Freunde. Mama ift herzig, und so flug — vernünftig meine ich. Papa bleibt immer gleich. Er wird nie zornig. Aber Mama macht ihn auch nicht zornig. Sie zanken sich fast nie, und wenn sie merken, daß sie sich zanken wollen, lachen sie. Mama tut dem Papa halt alles zuliebe."

"Und Ihr Bater?"

"O, der tut Mama auch alles zuliebe. Und der Onkel Basilius auch, das ist Mamas Burder. Aber die zwei zanken sich tüchtig. Mama sagt, sie hätten sich das so angewöhnt, und bei ihnen sei und bedeute das die innigste Gemeinschaft. Der Basilius neckt Mama so viel, und das nimmt sie ernst. Papa neckt sie nie, weil er sagt, es rühre ihn, wie sie alles glaube. Papa vergist so viel, aber Mama sagt, das mache nichts. Sie besorgt alles für ihn und erinnert ihn an alles. Sie vergelte ihm damit seine große Liebe und Güte, sagt sie."

Fortsetzung folgt.

Alles ist euer

(Sonntagsgedanken)

Man hört heute oft sagen, daß die Menschen ihre christliche Haltung verloren haben. Wer wollte bestreiten, daß gesunde Sitten, die einst die christliche Familie zierten, sich gesockert haben und teilweise sogar verschwunden sind. Wir haben recht, wenn wir das bedauern. Tendenzen der Auslösung sind sast immer Zeichen der Degeneration. Aber verstehen wir es anderseits nicht auch, wenn man kommt und sagt, es komme in einem Christenseben nicht auf Formen und nicht auf die Sitte an. Soweit sich hinter dieser Auffassung nicht eine schraftenlose und

falsche Freiheit verbirgt, kann man auch dieser Auffassung zu- stimmen.

Es gibt in der Bibel ein merkwürdiges Wort, das uns Wegweiser sein will. Es heißt: "Alles ist euer, ihr aber seid Christi". Es werden uns also die Schätze dieser Welt nicht porenthalten, sie gehören uns, und wir dürfen sie genießen. Wir dürfen Unteil haben an den Freuden dieser Welt. Der Chrift braucht nicht weltfremd zu sein, sondern er soll fröhlich in dieser Welt stehen und Anteil haben an dieser Welt. Es wird uns in dem Wort nicht gesagt, daß wir das und das nicht haben dürften und nicht genießen sollten. Dürfen wir also die Güter dieser Welt schrankenlos genießen? Das Wort sett doch eine Schranke, denn es sagt uns: "Ihr aber seid Christi". Das ist eine Bedingung, das ist das Wichtigste in diesem Wort. So will das Wort uns wohl fagen, daß wir alles haben und genießen dürfen, foweit es uns nicht davon zurückhält oder davon abwendet, Chriftus zu sein. Wenn wir das bedenken, dann merken wir sofort, daß uns die Lustbarkeit der Welt sehr gern von Christus weg zieht. Das darf nicht sein, da müssen wir widersteben. Wenn wir der Welt und ihren Freuden nachhangen, dann müffen wir uns immer wieder fragen, ob fie uns nicht von Chriftus trennen. Ist das nicht der Fall, so dürfen wir fröhlich die Früch= te dieser Welt genießen. Das ist die einzige Schranke, die uns gesett ift! So wir bei Chriftus sind und bei Chriftus bleiben, brauchen wir dieser Welt nicht zu entsagen, sondern dürfen hier fröhliche Menschen sein, denen auch die Schätze dieser Welt gegeben find. So wir bei Chriftus bleiben, werden nicht wir die Untertanen der Welt werden, sondern wir werden die Herren über die Güter der Welt sein. Wenn wir in Christus sind, dann werden wir die Welt beherrschen, find wir aber losgelöft von Chriftus, dann find wir die Opfer der Welt. Darum wollen wir fröhlich in dieser Welt stehen, uns aber immer wieder be= wußt bleiben, daß wir einem Herrn gehören. Und solange wir diesem Herrn gehören, werden wir in der Welt nicht verloren sein und nicht untergeben, sondern in Dankbarkeit gegenüber dem Schöpfer und dem Geber aller Gaben an den Früchten dieser Welt teilhaben dürfen.

Drei Mütter

Von Johanna Siebel

(Schluss)

Eine triumphierende, fast feindselige Genugtuung blitt auf in Frau Schmidts offenem Gesicht: "Ja, ja, Lotti, Wama hält dich schon, wer wird auch Wama ihr Schaheli nehmen wollen! Nein, das gibt es nicht, sicher nicht."

Lena erhebt sich und stellt sich schwerfällig an das Fenster. Gemartert schaut sie in den häßlichen Tag. Warum dehnt man diese Foster bis zur Unerträglichseit? Wieder liegt das lähmende Schweigen auf den Frauen, auf diesen drei Frauen voll tieser opferbereiter Wütterlichseit, von denen jede das Kind in Sehnsucht und Liebe am Herzen halten und immer behalten möchte!

Abermals unterbricht Herr van Geldern den schweren Bann: "Es wäre jedenfalls am besten, Frau Schmidt, wenn Sie das Kind sofort sertig machten, der Wagen wartet vor dem Hause. Wir würden Ihnen dankbar sein, wenn Sie mit uns zum Hotel sahren könnten. Die Kleine könnte unruhig werden unterwegs. Bist du einverstanden so, Nora?"

"Ja, Lieber", sagt die Angeredete.

Frau Schmidt schaut mit flehendem Blid auf Lena: "Fräulein Wichert!" stammelt sie. Eine ergreifende Bitte ringt in der Stimme.

Lena dreht steif, in erschütternder, erbarmungswürdiger Müdigfeit das Haupt: "Tun Sie, wie der Herr sagt, Frau Schmidt" entgegnet sie tonsos und spricht dann in bleierner Einförmigkeit: "Das Batersose soll nun einen Bater haben und wird einen ehrlichen Namen tragen. Niemand wird ihm die Unehre seiner Mutter vorhalten und daß es in Schanden geboren. Ein Teil der Sünde wird erblassen, und der strasende,